

Was macht das Theater, Dries Verhoeven?

Herr Verhoeven, Sie sind als Szenograf ausgebildet, Räume zu inszenieren. Was bedeutet Theater für Sie?

Ich war Messdiener bis ich 14 wurde, und die Kirche war für mich ein Ort, an dem man jede Woche gemeinsam mit Menschen, die man nicht kannte, über das Leben reflektierte. Was da gesagt wurde, war manchmal totaler Quatsch, aber den Grundgedanken, dass man zusammenkommt und sagt: Lasst uns miteinander eine Erfahrung teilen und versuchen, die Zeit, in der wir leben, zu markieren, den finde ich noch immer wichtig. Und so verstehe ich auch in meiner Arbeit Theater nicht als Repräsentation von etwas, das draußen passiert, sondern ich entwickle Werkzeuge, um das Hier und Jetzt anders anschauen zu können, um gemeinsam zu reflektieren, was jetzt und hier passiert.

Als Bühnenbildner von Lotte van den Berg und Marcus Azzini war ich immer auf der Suche nach dem Verschwinden der Grenze zwischen Publikum und Bühne, und als wir dann so weit waren, dass es szenografisch keine Trennung mehr gab, also alle zusammen in einem Raum eine Erfahrung machten, habe ich die Regisseure gefragt, ob es jetzt nicht so weit sei, auch ohne Schauspieler zu arbeiten. Die beiden meinten: Das ist eine total gute Idee, wir verstehen das inhaltlich, aber mach das selbst. Seitdem mache ich eigene Arbeiten, in denen der Darsteller nur noch wichtig ist als jemand, der hinweist auf das Hier und Jetzt.

Sie arbeiten oft im öffentlichen Raum, wo die zufälligen Zuschauer nicht sofort wissen, dass sie einem Kunstprojekt gegenüberstehen. Für Ihr letztes Projekt „Wanna Play?“ haben Sie nun auch mit unwissenden Akteuren gespielt, nämlich den Grindr-Usern, die eigentlich online ein sexuelles Date suchten. Bricht das nicht die letzte Grundverabredung von Theater: Alle Beteiligten wissen, dass es sich um ein Spiel handelt?

Ja, das ist wahr. Obwohl ich mich frage, wieso Sie die Arbeit als Theater betrachten. Unser Chat wurde für das Publikum sichtbar als Readymade ausgestellt, und dabei versuchte ich, die Anonymität der Männer zu wahren. Ich habe im Chat angefangen, über meine Bedürfnisse zu sprechen, gefragt: Was sind deine Bedürfnisse? Können wir uns treffen? Und dann habe ich veröffentlicht, wo ich mich befand, in einem öffentlichen Kunstcontainer in Kreuzberg, und was da passiert, und sie eingeladen zu kommen, um z. B. mit mir Schach zu spielen oder Pfannkuchen zu backen.

Wie kam es dann, dass jemand am dritten Tag der Aktion bei Ihnen eintraf und derart die Fassung verlor, als er im Container sein (leicht verfremdetes) Profilbild und das Chatprotokoll öffentlich projiziert entdeckte?

Weil ich schlampig geworden war. Der Chat war so angenehm, wir haben so viele verschiedene Scherze gemacht ... Und dann habe ich ihm gesagt: Okay, meine Wohnsituation ist ein bisschen außergewöhnlich – soll ich es dir verraten oder soll es eine Überraschung sein? Und er antwortete: Ich liebe Geheimnisse! Das habe ich akzeptiert, und in dem Moment habe ich nicht meine Verantwortlichkeit als Künstler wahrgenommen. Jetzt

verstehe ich, dass ich das nicht hätte machen sollen. Wie es im Internet oft passiert, habe ich die Person total falsch eingeschätzt. Deshalb fing ich danach den Chat immer direkt damit an zu sagen, dass ich Künstler bin und auf dem Heinrichplatz sitze ... Aber der Geist war schon aus der Flasche. Die Aggressivität, die mir entgegengebracht wurde, war sehr heftig. Das HAU und ich sahen ein, dass das Projekt unmöglich geworden war. Es gab unter den kritischen Stimmen übrigens auch ganz viele Männer, die sagten: Wir wollen überhaupt nicht, dass du veröffentlichst, dass es so eine Plattform wie Grindr gibt, wo wir uns online verabreden. Und das finde ich eigentlich krass: 30 Jahre nach den Kämpfen um Sichtbarkeit in der Schwulenwelt gibt es heute ein Bedürfnis nach Unsichtbarkeit. Und da, denke ich, befinden wir uns wieder in einer Zeit der neuen Prüderie des öffentlichen Raums.

Wie also weitermachen?

Wenn wir alle mehr und mehr Zeit im Internet verbringen, diesem neuen öffentlichen Raum: Was heißt das für die Kunst, die normalerweise im öffentlichen Raum funktioniert? Ich werde sicher nicht der letzte Künstler sein, der versucht, auch da zu kommunizieren, unerwartet, um die Leute, wie sagt man?, „to caught in the act“. Wie werden z. B. die Graffiti-Künstler der Zukunft aussehen? Mit „Wanna Play?“ ging es mir nicht darum zu zeigen, dass das Internet als intimer „Privatraum“ nicht existiert, ein Mythos ist. Vielmehr wollte ich herausfinden, wie der Mensch funktioniert, wenn er an diese Illusion glaubt. Was das mit unserer Selbstdarstellung und unserer Fähigkeit, Verletzlichkeit zu zeigen, macht. Und ganz ehrlich: Die These, dass das Internet nur da ist, um sich oberflächlich zu verbinden, hat das Projekt schon widerlegt. In vier Tagen haben mich 24 Chatpartner besucht, und einige Gespräche waren so berührend und intim, wie ich sie schon lange nicht mehr mit Unbekannten hatte.

//

Die Fragen stellte Anna Volkland.